

**Zeitschrift:** Berner Taschenbuch  
**Herausgeber:** Freunde vaterländischer Geschichte  
**Band:** 3 (1854)

**Artikel:** Noch ein Bild aus dem Uebergang 1798  
**Autor:** Engelhard, Joh. Fried. Ludw.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-119123>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Noch ein Bild aus dem Uebergang 1798<sup>1)</sup>.

Von

Joh. Fried. Ludw. Engelhard,

Med. Dr., Mitglied der allg. Geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz und des historischen Vereins des Kantons Freiburg.

(Erzählung eines Zeitgenossen.)

Ich kann nicht in Parenthese, wie Jeremias Gotthelf<sup>2)</sup>, beisezten „nach den Erzählungen eines Verstorbenen,“ und noch weniger darf ich hoffen wie seine geübte Feder gleiches Interesse zu erwecken; aber da noch jetzt Alles, was auf jene merkwürdigen, traurigen Seiten einige Beziehung hat, und vom Großvater und Vater, Kindern und Enkeln in langen Winterabenden zur Kurzweil, Erbauung und Belehrung mitgetheilt wird, vielfachen Anklang findet, so darf ich doch wohl voraussezken, daß, was ich oft meinen Söhnen erzählt habe, auch eine günstige Aufnahme im Berner-Taschenbuch finden dürfte. Die launige Geschichte des Weber-Mandli von Jeremias Gotthelf mag also hier ein ernstes Seitenstück erhalten.

Ich hätte eigentlich zwei Uebergangsbilder zu zeichnen. Das erste, für welches ich unstreitig mehr und interessantere Materialien beisammen hätte, gehört aber nicht in ein schweizerisches Taschenbuch, eher als Episode in eine Geschichte der französischen Revolution; davon schweige ich also

<sup>1)</sup> Das Wort Uebergang hat seine volle Bedeutung in unsern Gegenden, es bezeichnet die Auflösung der alten Eidgenossenschaft, den Einmarsch der Franzosen und die Entstehung der Helvetik.

<sup>2)</sup> Siehe Berner Taschenbuch auf das J. 1853. S. 99 u. f.

und erzähle nur, wie es kam, daß ich dem zweiten in der Schweiz, wie es das Schicksal beschlossen hatte, beiwohnen mußte.

Mein Vater war Leibarzt eines deutschen Fürsten, als die französische Revolution ausbrach. Bald überschwemmten die französischen Heere das heilige römische Reich.

Die Crapauds bleus, wie man die gallischen Freiwilligen damals nannte, als die Armee die weißen Röcke mit blauen vertauscht hatte, waren in dem Orte, wo wir wohnten, und unter unsern Fenstern täglich mit Preußen, Sachsen, Hessen u. s. w. im Handgemenge. Französische Commissäre zogen den Truppen nach, um im Namen der Convention nationale Verhaftungen vorzunehmen, Beschäftigung für die Guillotine zu suchen, und das Land, die Schlösser, Städte, Dörfer systematisch auszupfänden. Die unglücklichen Bewohner mußten auf ihren eigenen Wagen, mit eigenen Ochsen, Kühen und Pferden Lebensmittel, Mobilien, Bettzeug, Alles, was in ihren Wohnungen sich vorsand, ja sogar die Glocken ihrer Kirchthürme, nach Frankreich führen. Sie kamen auch zu uns. Mein Vater hatte das Glück, die Fürstin im Augenblicke, wo man sie verhaften wollte, mit der Flucht retten zu können; die andern Glieder der Familie hatten sich schon früher entfernt<sup>3)</sup>. In der folgenden Nacht wurde er von zwei Gendarmen aus dem Bette geholt und mit andern Honoratioren als Geisel in das Refuge, ein ehemaliges Kloster, nach Meß geführt, wo er während neunzehn Monaten unter Robespierres Schreckensregierung gefangen saß<sup>4)</sup>. Meine Mutter,

<sup>3)</sup> Sie war Schwester des Hrn. von Dalberg, damaligen Coadjutors des Hochstiftes Mainz, und späteren Fürsten Primas von Frankfurt.

<sup>4)</sup> Das waren nie erlebte, schreckliche Zeiten. Die Guillotine wanderte auf der Achse von Ort zu Ort und suchte ihre Opfer. Wer nicht eine kleine, rothe Jakobiner-Mütze mit dreifarbigem Kokarde im Knopftisch trug, Frauenzimmer ein solches Band auf dem Hut oder der Haube, der wurde als verdächtig festgenommen und vor ein Revolutions-Tribunal geschleppt. Mit Du wurde ohne Unterschied des Standes und Geschlechtes jedermann angeredet. Geburt und gesellschaftliche Vorzüge waren hinlänglich, um Leben und Vermögen in Gefahr zu bringen.

einen günstigen Moment erspähend, floh, Alles verlassend, mit ihren Kindern vom Kriegstheater weg nach Biel, unserer Heimat, nicht ohne Widerwärtigkeiten und Gefahren aller Art bestanden zu haben.

Im Juli 1794 fiel Robespierre; mein Vater entrann dem Henkerbeil, erhielt seine Freiheit, vereinigte sich mit seiner Familie in Biel und zog 1796 nach Murten; und so war es möglich, daß ich auch dem Uebergang in der Schweiz beiwohnen konnte.

Die alte Eidgenossenschaft der XIII Orte wurde von Niemand aufgelöst, sie löste sich nach und nach von selbst auf, das lehren uns die letzten Dezennien unserer Geschichte.

Lange vor dem Anrücken der Franzosen war der alte Geist, die alte Eintracht, das alte Zutrauen und der Ernst und Troß, von wohl erworbenen Rechten nichts fahren zu lassen, verschwunden. Ein langer Friede und andauernde Ruhe gewöhnten Regierungen und Volk an ein gemächliches Leben, dem Niemand gerne entsagte; Zufriedenheit herrschte in den kleinen Staaten, welche die Eidgenossenschaft bildeten, Wohlstand beim Volke, Reichthum in den regierenden Geschlechtern; mit wenigen Ausnahmen fühlte man sich ganz behaglich und glücklich in diesem angewohnten Stillleben. So wurden von der alten Schweiz nach und nach losgerissen zugewandte Orte und Verbündete, wie Mühlhausen, Biel, Genf, Wallis, das Bisthum Basel (Pruntrut); man fügte sich und ließ gewähren, und als man endlich dem mächtigsten Kanton, der eigentlichen Stütze der Eidgenossenschaft, zu Leibe rückte, dessen steigende Macht und Ansehen schon seit Langem von seinen Mitständen mit Reid und Eifersucht angesehen wurde, war man kurzfristig genug oder wollte glauben machen, es handle sich nur darum, diese stolze, aristokratische Republik zu demüthigen, zu zerstückeln, zu schwächen und sie zu zwingen, eine andere Regierungsform einzuführen. — Berns Sturz wurde durch alle möglichen Kniffe und Kunstgriffe vorbereitet, durch Uneinigkeit und schwankende Maßregeln seiner Regierung noch begünstigt, auch bald trotz tapferm aber zu spätem Widerstand herbeigeführt. Die lieben getreuen Eidgenossen

ließen bei anrückender Gefahr Bern im Stiche, die Franzosen zogen ein, leerten die Staatskassen, brandschatzten, machten Requisitionen aller Art und ließen sich auf diese Art ihre uns gebrachte sogenannte Freiheit und Gleichheit theuer bezahlen, deren sie selbst bald überdrüssig wurden und gegen einen Autokraten vertauschten.

So ward das Band, das den Bund zusammenhielt, zerrissen, und jedes Stäbchen nachher einzeln, wie es der Erfolg bewiesen, leicht zerbrochen.

Das Andenken an die Großthaten der Vorfahren war zwar nicht erloschen, man legte aber die Hände in den Schoß und glaubte ruhig unter dem Schutze ihres Ruhmes schlafen zu können. Vaterlandsliebe, Tapferkeit und andere republikanische Tugenden schlummerten zwar im Volke, aber Niemand weckte sie; da wo dieses geschehen, wenn auch zu spät, bewährte sich der alte Schweizer-Heldenmuth, so zu Neueneck, in den kleinen Kantonen und anderswo.

Die Franzosen ließen sich nicht lange von den Waadtländern rufen, sie langten bald an und forderten für diesen Liebesdienst alsogleich ein Sümmchen von siebenmalhunderttausend Franken.

Bern gab die Waadt auf. Seine Truppen zogen sich zu Murtten und in der Umgegend zusammen. Die Franzosen rückten sehr behutsam bis Pfauen nach. Ihre Stärke mochte sich auf höchstens sieben- bis achttausend Mann belaufen haben. Die Berner konnten über eine ähnliche Zahl verfügen und hatten die ganze umliegende Gegend, bestens gestimmt, zum Aufbrüche bereit, zu ihrer Verfügung. Selbst Wiflisburg und das obere Wistenlach, wie auch die benachbarten freiburgischen Dorfschaften harrten mit Ungeduld, sich anschließen zu können.

Ein Bataillon Murtner, bestehend aus drei Kompanien, jede von hundert und zwanzig Mann, diente in ihren Reihen, unter dem Befehl des Hrn. Major von Wattewyl von Landshut. Alle übrige Mannschaft war aufgeboten, und, im Falle der Landsturm erfolgen sollte, an sämtliche Offiziere die nöthigen Instruktionen und Befehle ertheilt worden. Während des ganzen Monats

Hörnung ließ man die günstige Zeit unbenützt verstreichen und sich durch listige, gewandte französische Unterhändler bei der Nase herumführen, die nur Zeit zu gewinnen suchten, um sich zu verstärken und die Empörung zu begünstigen. Militärische Dispositionen aller Art wurden in Murten getroffen. Auf dem Lindensaal, im Schlosse und Prehl wurden Batterien aufgeworfen und Geschütz ausgeführt, das obere Thor befestigt und wo thunlich, Schießscharten angebracht. Herr Oberst von Steiger erhielt den Befehl, Murten aufs äußerste zu vertheidigen<sup>5)</sup>.

Der beste Geist beselte das ganze Land, mit unbedeutenden Ausnahmen. Man harrte mit gespannter Sehnsucht auf das Commando: Vorwärts Marsch.

Ich sehe noch die biedern Männer mit ihren kleinen aufgeschlagenen Hüten, mit ungeheurer Rokarde und steifem Sträuschen darauf, weiten breiten Röcken mit halbthaler-großen Knöpfen, Westen bis beinahe auf die Knie, kurzen Beinkleidern, langen Kamaschen und starken wohlbeschlagenen Schuhen<sup>6)</sup>.

Die Dragooner, eine zwar ausgesuchte Mannschaft, von dem besten Geiste besetzt, waren zu unbehülflich zum Vorpostendienst und nicht zahlreich genug, um ein Reiterkorps zu bilden; auch schien es, daß sie mit keiner regulären Cavallerie sich messen könnten. Schwere Müller- und Ackergäule, schlecht oder gar nicht zugeritten, größtentheils feuerscheu, dann unpassende schwerfällige Kleidung, Bewaffnung und Bepackung, sprachen nicht zu ihren Gunsten.

5)

Berne ce 28 Janvier 1798.

„Il est ordonné à Mr. Steiger, Lt. Colonel, de sou-  
tenir par tous les moyens disponibles le poste de  
„Morat.“

Sig. d'Erlach, général-major.

6) Diese erinnern mich an den Entlibucher, der 1792 auf der Rheinbrücke zu Basel Schildwache stand und einem französischen Offizier, der ihn wegen seinen schweren Schuhen necken wollte, zur Antwort gab, indem er denselben von Oben bis Unten mit dem Auge maß: moi avoir des souliers pour rester, toi pour courrir!

Das Materielle der Artillerie, nach damaliger Zeit, war im besten Zustande, da, wie allgemein bekannt, das Zeughaus von Bern als ein Muster angeführt wurde. Eine schöne und wackere Mannschaft bediente die Geschüze.

Jeder Dragoner, der angesprengt kam, jeder Kurier, jeder Bote interessirte aufs Höchste Wehrmänner und die ganze Bevölkerung, die sich bald in Kreisen versammelten, um die freudige Botschaft Vorwärts! zu vernehmen, aber leider immer in ihren süßen Hoffnungen sich getrogen befanden.

Mehrere Male wurde Generalmarsch geschlagen, die kleine Armee zog unter Absingung geistlicher Lieder und Psalmen mit Zuversicht eines gewissen Sieges aus und stellte sich Angesichts der Franzosen auf dem Großfelde, dem Schlachtfelde von 1476, nahe dem Beinhaus in Schlachtdisordnung auf, immer mit Sehnsucht und Ungeduld den Befehl zum Angriff erwartend. Immer vergebens! Nach einigen zu nichts führenden Übungen und Manövers rückte man wieder, nicht ohne Murren und Verwünschungen von Seite der Mannschaft, die aufs Höchste begeistert war, in die Quartiere ein.

„Was niggelisch de geng a dim Fürste i?“ sagte ein Wehrmann, der bei uns wohnte, zu seinem Kameraden, als eben der Befehl zum Ausrücken kam, „mer wei üs mit Schüze nit vertörle, wenn's einist heißt a griffe, vorwärts Marsch, de werde d'Bajonet u d'Kolbe scho fertig mache, so erspare mer der Regierig d'Pulver.“

Damals war Jedermann überzeugt, und ich bin es jetzt noch, daß der Sieg unser gewesen wäre, wenn der Angriff Ende Jenner stattgefunden hätte. Den Franzosen war es in Pfauen ganz unheimlich und sie zogen ängstlich überall Kunde ein über die Zahl, das Vorhaben und die Stellungen der so gefürchteten Schweizer. Obgleich die Regierung von Bern im Waadtlande bekannte Feinde hatte, und ihr Zaudern, ihre Unentschlossenheit, die sich kreuzenden und widersprechenden Befehle nicht dazu beitragen konnten, derselben das verlorene Zutrauen in diesen vielbewegten

Zeiten wieder zu gewinnen, so war doch bei der Masse des Volkes der Haß gegen die fremden Eindringlinge überwiegend, und ein guter Theil der Bevölkerung des Waadtlandes theilte damals noch denselben und hätte sich den vorrückenden Truppen angeschlossen. Die Feinde würden Mühe gehabt haben, Frankreich wieder zu erreichen.

Ein entscheidender Sieg, im Waadtlande selbst erfochten, hätte wahrscheinlich auf die Gestaltung der Dinge in der übrigen Eidgenossenschaft, vielleicht selbst in Europa Einfluß geübt. Den Franzosen unter Schauenburg hätte man nicht Zeit vergönnt, sich zu sammeln, man hätte die Pässe im Jura besiegen und Bern retten können. Aber die Vorsehung hatte es anders beschlossen.

In der Nacht vom 2. auf den 3. Merz zeigte der Hr. Platzmajor von Goumoens von Prestenberg dem Magistrate von Murten an, daß die bernischen Truppen sich zurückziehen werden<sup>7)</sup>. Still und in bester Ordnung fand dieser Abzug statt. Die Batterien wurden entwaffnet und folgten dieser Bewegung. Die Franzosen in Pfauen, obgleich von Allem genau unterrichtet, was hier vorging, blieben ruhig in ihrer Stellung. Schwer wäre es, die wehmüthigen Gefühle zu beschreiben, welche die Brust jeden guten Schweizers erfüllten, der Vergleichungen zwischen ehemals und jetzt anstellte. Das war ein zerknirschendes, trauriges Gegenstück des 22. Juni 1476. War Karl von Burgund nicht auch der mächtigste Fürst seiner Zeit, der-

<sup>7)</sup> An meinen hochgeehrten Herrn von Gottrau, Schultheissen zu Murten, zu Handen des Magistrats und der Bürgerschaft daselbst.

Nicht vor neun Uhr zu eröffnen.

Infolge Befehls meiner gnädigen Herren hohen Standes Bern sollen die sämtlichen in Murten liegenden Truppen unverweilt sich zurückziehen, und werden daher noch diesen Abend die Stadt verlassen, welches hemit dem Magistrate und der Bürgerschaft zu Murten zu ihrer Nachricht angezeigt wird.

Gegeben im Hauptquartier zu Murten, um halb acht Uhr des Abends vom 2. März 1798.

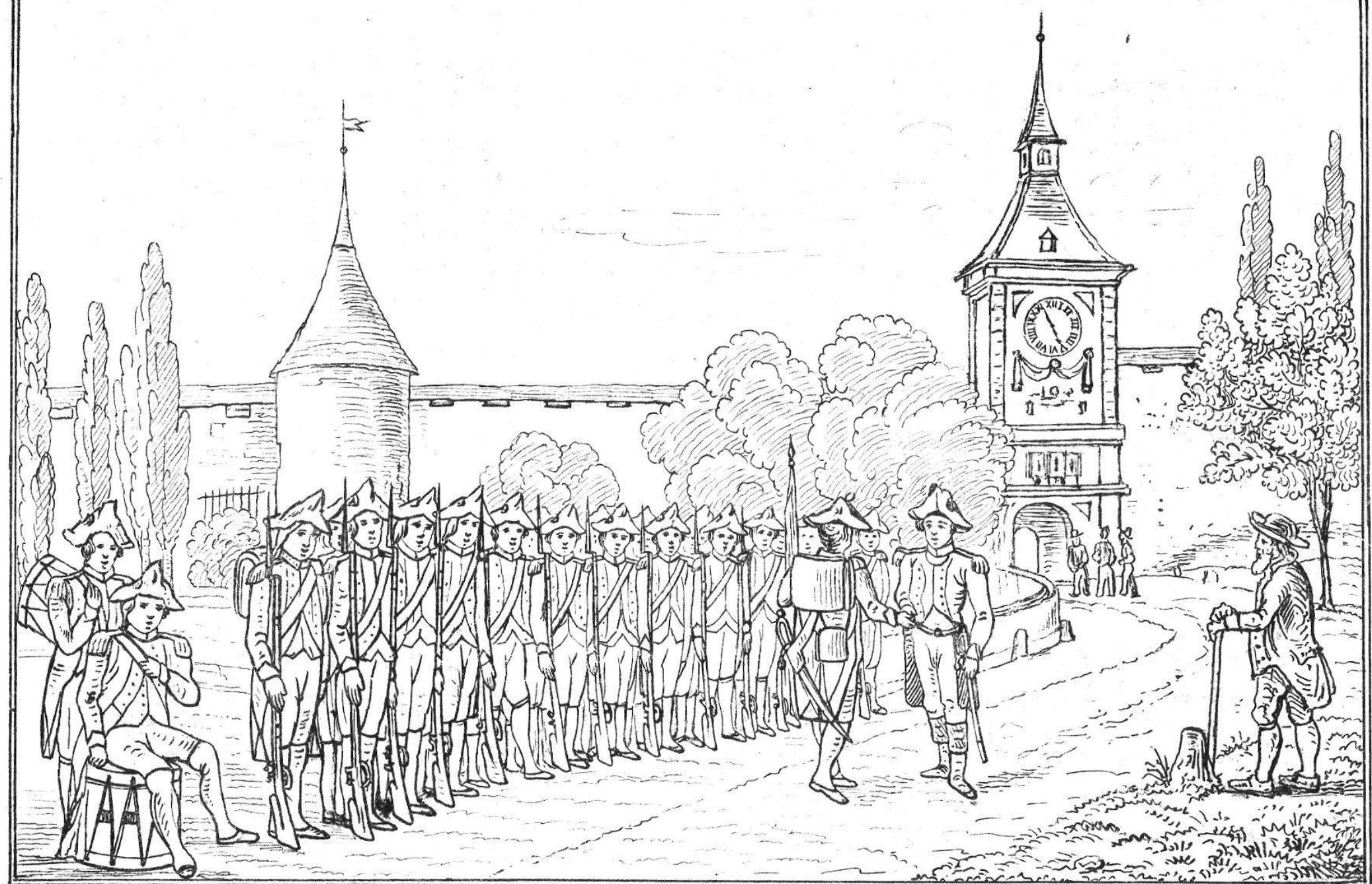
Unterzeichnet: von Goumoens, Platzmajor.

jenige, „vor welchem Lütlich fiel und Frankreichs Thron erbebte?“

Alsgleich versammelte sich der Stadtrath und sämmtliche Bürgerschaft und ernannte einen Ausschuß, dem man die Obsorge für öffentliche Ruhe und Sicherheit anvertraute. Eine Bürgerwehr wurde organisirt, um diesem Zwecke zu entsprechen. Noch sehr jung, bezog ich mit fünf und zwanzig Mann die Wache an der Ryff. Unsere Wachtstube war die Gaststube des Wirthshauses zum Schiff. Einige Schildwachen wurden ausgestellt und Patrouillen ausgesandt. Es war eine schöne mondhelle Nacht.

Der letzte Berner, der Murten verließ und weit hinter der Nachhut herging, war der biedere und tapfere Platzmajor von Goumoens,— wie ein Schiffskapitän, der das sinkende Schiff nur dann erst verläßt, wenn der letzte Mann gerettet ist<sup>8)</sup>. Traurig und in sich gekehrt schritt er auf der Landstraße weiter; er hielt sein Sacktuch in der Hand, — ich glaube, der Brave weinte. Vor dem untern oder Bernthor standen noch in Reihe und Glied 150—200 Mann Freiburger Milizen aus den deutschen Ortschaften in ihren braunen Uniformen und rothen Unterbekleidung, die eben angekommen waren. Sie wollten, obgleich Freiburg schon verloren war, den Bernern noch zu Hülfe eilen. Ein Wachtmeister, da sie keinen Offizier bei sich hatten, befehligte sie. Mit Rührung reichte von Goumoens diesem wackern Mann die Hand, dankte ihm für treuen Zuzug und empfahl ihm, seine Leute in guter Ordnung wieder ihren Dörfern zuzuführen. Die biedern Männer konnten nicht

<sup>8)</sup> Als dieser Herr von Goumoens an den General Brune gesandt wurde, traf er in dessen Vorzimmer den Waadtändischen General de Bons an, der ihn als einen Kriegskameraden begrüßte. Goumoens wandte sich von demselben ab. Als de Bons ihn fragte, ob er ihn denn nicht mehr kenne? erhielt er zur Antwort: „Ich kenne keinen Schweizer in des Feindes Reihen wieder.“ Diese Antwort wurde selbst von den anwesenden Franzosen mit Beifall aufgenommen. — Diese Anekdote findet sich auch in Tiliers Geschichte des Freistaates Bern aufgezeichnet.



Wie von Goumoëns die Freiburger Milizen verabschiedet.



begreifen, was vorgegangen und daß man dem anrückenden Feinde nicht die Spize bieten wolle. Sie zogen endlich ab mit Verwünschungen über ihre Verräther; denn daß nicht Verrätherei im Spiele sei, ließen sie sich nicht ausreden.

Gegen Morgen wurde ich als Schildwache vor dem Wirthshause zum Schiff am See aufgeführt, mit der Consigne, Niemanden sich mir nahen zu lassen, Alles anzurufen, was von der Seeseite oder auch von der Landseite herkommen könnte; mich aber nur vertheidigungsweise zu verhalten, gegen Angriffe aber mich zu wehren. Es mochte kaum eine halbe Stunde verflossen sein, da hörte ich die Ruder eines Schiffes das Wasser peitschen. Bald auch erschien ein solches in guter Schußweite, mit 6 bis 7 Mann bemannet; ich sah beim Mondschein Waffen glänzen. Das Schiff hatte drei Ruder und blieb in gleicher Entfernung. Auf mein: Wer da!? erhielt ich alsogleich zwei Flintenschüsse zur Antwort. Da ich aber der edlen Kriegskunst bereits abgelernt hatte, daß, wenn man nicht getroffen werden will, man nicht wie eine Schützenhaus-scheibe dastehen, sondern sich stets in Bewegung in verschiedenen Richtungen halten müsse, so befolgte ich diese Vorschrift, und die Augeln pfiffen rechts und links neben mir vorbei. Nun legte ich auch ganz ruhig an und drückte ab. Ich glaube das Schiff getroffen zu haben. Die Bemannung schimpfte und fluchte auf Französisch nach Herzenslust; das Schiff entfernte sich wieder in der Richtung gegen Pfauen. Es schien auf Entdeckung ausgefahren zu sein. Auf den Knall der Schüsse, ohne daß ich Wacht heraus! zu rufen brauchte, stürzte die ganze Wachtmannschaft die Stiege herunter. Ich mußte Rapport machen. Der Postenchef war zufrieden mit der jungen Schildwache. Meines Wissens war dieses der einzige Schuß, der von Murten aus auf einen vermutlichen Feind abgefeuert worden ist <sup>9)</sup>.

---

<sup>9)</sup> Welche Beschämung muß hierbei nicht den Schweizer ergreifen, wenn er des großen Wortes von Adrian von Bubenberg gedenkt: „So lange eine Ader in uns lebt, gibt Keiner nach.“

Sobald der Tag anbrach, wurde die Bürgerwache abgedankt, Vorsicht anbefohlen und jeder begab sich nach Hause in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Bald rückten die Franzosen sehr misstrauisch und vorsichtig an, in Begleitung einiger Citoyens vaudois, mit ungeheuerlichen grünen Kokarden auf den Hüten. Mit ähnlichen schmückten sich nun auch die damals sogenannten Patrioten<sup>10)</sup>.

Auf dem Lindensaal harrten ihrer Erfrischungen mit der angenehmen Versicherung, daß sie hier ganz sicher seien und alle Truppen sich zurückgezogen hätten. Sie zogen endlich durch das Städtchen zum Bernthor hinaus und nahmen den Weg nach Gümmenen.

In Murten selbst ließen sie eine kleine Besatzung mit einem Platzkommandanten, Namens La Roche, zurück, der sich alsogleich auf das Rathaus verfügte und sich der im Stadtarchiv aufbewahrten Finanzen bemächtigte. Darunter befanden sich in alten Münzen das immer für einen Monat bereitliegende Reisegeld für Truppenaufgebote, vier und zwanzig silberne und vergoldete Becher, mehrere von künstlerischem und geschichtlichem Werthe, einige Fahnen, andere Kuriosa und werthvolle Gegenstände.

Die unter dem Befehl des Herrn Majors von Wattewyl von Landshut ausgezogenen drei Auszügerkompanien kamen nach Laupen zu stehen, wo sie an den unbedeutenden Gefechten Anteil nahmen und bei Auflösung der bernischen Armee auch entlassen wurden. Diejenigen, welche sich nicht auf Umwegen und Fußwegen nach ihren Dorfschaften begeben konnten, wurden von den Franzosen aufgefangen und ausgeplündert nach Hause geschickt, in letzterm Falle befanden sich beinahe alle Offiziere.

Unter den französischen Truppen, die auf dieser Straße ihren Einzug nahmen, befand sich auch die fünfundsiebenzigste Halbbrigade, die einen kleinen Halt beim Beinhause

<sup>10)</sup> Patrioten nannten sich damals die, welche die Franzosen ins Land rissen oder deren Einzug wenigstens als ein für sie erfreuliches und glückliches Ereigniß begrüßten. Man sieht, jede Epoche schafft sich ein eigenes beliebiges politisches Wörterbuch.



Die Ruine des Beinhauses bei Murten.

machte. Unter den Musikanten derselben befanden sich zu- fälliger Weise einige Burgunder, die alsogleich den Entschluß faßten, dieses ehrwürdige Denkmal zu zerstören.

Was man an brennbaren Materialien, wie Holz, Stroh u. s. w., herbei schleppen konnte, wurde in dasselbe geworfen und nun Feuer eingelegt. Da aber die Knochen nicht brennen wollten, machte man den Versuch, es mit Pulver in die Luft zu sprengen, welches aber auch mißlang. Ein politischer Fanatiker, mit Namens Junot von Bonvillars, bewirkte nun den Befehl von der militärischen Behörde, das Beinhaus abzubrechen und dem Boden gleich zu machen. Auf der Stelle, wo das Denkmal gestanden, wurden nun die Gebeine begraben und nach damaligem Ge- brauch ein sogenannter Freiheitsbaum aufgestellt, den bald eine Linde und 1821 der jetzige Obelisk ersetzte.

Zwei der eifrigsten Revolutionsmänner oder sogenannten Patrioten<sup>11)</sup> machten sich nun mit Gleichgesinnten auf und gingen nach Herzenslust allen aristokratischen Anzeichen zu Leibe, Alle mußten verschwinden und zerstört werden. Die über den Thoren, dem Schloße und anderwärts angebrachten, in Stein gehauenen und mehr oder weniger verzierten Wappen, die durch ihr Alterthum merkwürdig und in ihrer Ausführung von Werth waren, wurden zernichtet<sup>12)</sup>.

Die großen und zierlichen Glasgemälde an den Fenstern der deutschen Kirche — es waren die Wappen der Stände Bern und Freiburg, der Stadt Murten und der Familien von Dießbach, von Grafenried u. a. aus der Epoche, da die Glasmalerei in ihrem schönsten Flor war, — wurden mit Stangen eingestoßen! Ein gleiches Schicksal war auch der schönen Stukaturarbeit an der Decke der Kirche zuge- dacht, glücklicher Weise aber waren die Stangen zu kurz. Nun kam die Reihe an den in Stein gehauenen Löwen,

<sup>11)</sup> Die Nemesis ereilte sie noch hienieden.

<sup>12)</sup> Über dem Schloßthore wurden zwei geharnischte Krieger, Wappenhalter, verschont. Später (1842) ließ der damalige Ober- amtmann, so gut es gehen wollte, das freiburgische Kantonswappen zwischen denselben anbringen.

der mit dem Stadtpanner in den Pfoten, den Brunnen an der Kreuzgasse zierte. Die genannten Patrioten schwangen ihm einen Strick um den Hals und zogen mit verstärkter Mannschaft, bis sie endlich mit vieler Mühe und Anstrengung denselben in den Brunnentrog hinunterstürzten, der von dem sinkenden Löwen in Stücke zerschlagen wurde! —

So wie der Muß in Bern an Ostermontagen und andern Umzügen des Neufären Standes den gemüthlichen Bürgern manche frohe Stunde verschaffte, so verhielt es sich auch in Murten mit dem Neufären Stand oder äufern Regiment, das im Kleinen eine Nachahmung Berns war, und seinem Leu, das Stadtwappen vorstellend, auch manches Vergnügen, manche heitere Stunde verdankte. Die eingeschüchterten Bürger mußten gewähren lassen. Als aber die Nacht einbrach, wurden die zerstreuten Bruchstücke des zerstümmelten Löwen gesammelt und auf dem französischen Kirchhof begraben. Der verschwundene Löwe wurde später durch eine schwarze traurige Pyramide, einem Grabmal ähnlich, ersetzt, die man noch heute bewundern kann!

Die erste französische, ein und untheilbare Republik, wie sie sich selbst nannte, verdankte ihre Entstehung den Doktrinen der Ideologen und sogenannten Philosophen der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, ohne je auf die Hauptgrundpfeiler der Volksouveränität, das heißt, auf Familienverband, gut organisierte Gemeindewesen, moralische Volksbildung und Uneigennützigkeit der Magistraten Anspruch machen zu können. Nachdem diese improvisirte Republik beinahe alle Nachbarstaaten bekriegt, geplündert und durch ihre unheilbringende Propaganda in ihren Grundfesten erschüttert hatte, so daß alle ihre übrigen älteren Schwestern in Folge der ihnen im Freiheitsswindel aufgedrungenen Reformen aus der Reihe der unabhängigen Staaten verschwanden, siegte, post variis casus et tot discrimina rerum der praktische Sinn des Schweizervolkes, althergebrachten und erprobten Erfahrungen getreu, über ausländischen Einfluß und vorgespiegelte Utopien; und unser geliebtes Va-

terland blieb, Dank dem wahren Patriotismus und den unermüdeten Anstrengungen edler Männer, wie der von Müllinen, von Wattenwyl, d'Affry, Reinhard, Müller-Friedberg u. a. m., endlich allein noch als selbstständiger Freistaat in Europa übrig.

Durch die Geschichte widerwärtiger sowie ruhmreicher Tage belehrt, sollten wir Schweizer in Zukunft in Eintracht, brüderlicher Unabhängigkeit und Treue an dem für des Vaterlandes Wohlfahrt enger geschlossenen Bunde festhalten, sollten im Innern unter dem Schutze einfacher, uneigen-nütziger, haushälterischer Verwaltungen gutes Recht und Sicherheit pflegen, die Vaterlandsliebe, den Wohlthätigkeits-sinn und die alte Gastfreundschaft erneuern und kräftigen, und so gestärkt, ohne uns unbefugter Weise in fremde Händel einzulassen, dem Beispiele unserer klugen und heldenmüthigen Ahnen folgend, unsere Unabhängigkeit gegen jegliche Eingriffe wahren und unsere Freiheit, ohne fremde Einmischung zu dulden, Alle für Einen und Einer für Alle, mit Gut und Blut verteidigen; dann werden, so Gott will, unsere Nachkommen von keinem Uebergang mehr zu erzählen haben.

